

Michael Huter

Das Prinzip Öffentlichkeit in der Wissenschaft

oder was Verlage eigentlich machen

Das *world wide web* ist die Erfindung eines einzelnen Wissenschaftlers. Der englische Informatiker Tim Berners-Lee (Jahrgang 1955) hat es in den achziger Jahren im Alleingang entwickelt. Zuerst verknüpfte er an seinem Computer Schlagwörter und Dokumente wie in einem elektronischen Zettelkasten, den er dann für Kollegen geöffnet und schließlich zu einem Netz erweitert hat. Das www kommt also aus der Wissenschaft und war ursprünglich für Wissenschaftler gedacht. Heute ist es auch aus dem wissenschaftlichen Alltag nicht mehr wegzudenken. Es hat den Arbeitsstil aller Wissenschaftler verändert und das Tempo und die Reichweite der Kommunikation unvorstellbar erhöht. Wissenschaftliche Debatten in Echtzeit, der Zugriff auf Ressourcen und große Datenmengen, die gemeinsame Arbeit an Projekten über beliebige Entfernungen hinweg zählen heute zum Alltag der meisten Wissenschaftler.

Entgegen allen Prognosen haben aber auch die Wissenschaftler die Gutenberg-Galaxis noch nicht verlassen. (Anscheinend dehnt sie sich noch immer aus.) Nach wie vor zirkuliert offizielle wissenschaftliche Information überwiegend in gedruckter Form. Wissenschaftliche Autoren sind Publikationsritualen verhaftet, deren Anfänge zumindest bis ins 19. Jahrhundert zurückgehen. Sie sehen sich noch immer am liebsten gedruckt und ihre Arbeiten in renommierten Zeitschriften besprochen. Noch.

Aber wie wird sich die wissenschaftliche Kommunikation entwickeln? Kommt es zu ähnlich radikalen Veränderungen wie bei der Entstehung

der Druckmedien? Werden die Rollen neu verteilt und wird in Zukunft nicht vielleicht nach ganz neuen Regeln gespielt? Niemand weiß das so ganz genau. Bevor man jedoch eine Prognose wagt, sollte man vielleicht einmal einen Schritt zurücktreten, und aus einer gewissen Entfernung betrachten, was es heißt, wissenschaftlich zu veröffentlichen.

Vielleicht ist sogar ein größerer Schritt ganz nützlich, nämlich einer in die Vergangenheit, genauer gesagt in das „Wunderjahr in Jena“ (Th. Ziolkowski) 1795, als sich neben anderen wissenschaftlichen Koryphäen die Herren Fichte, Schiller, W. v. Humboldt und Hölderlin und immer wieder auch der - für die Universität zuständige - Geheime Rat aus Weimar gleichzeitig in der thüringischen Kleinstadt aufhielten.

Der Historiker Friedrich Schiller befand sich also in der besten Gesellschaft, als einen kritischen Aufsatz, der später unter dem Titel „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ bekannt wurde, verfaßte und veröffentlichte. Wir können hier außer Acht lassen, daß er im Zusammenhang von Schillers utopischem Programm der „Ästhetischen Erziehung des Menschen“ steht, mit der er nicht weniger versuchte, als die Ziele der Französische Revolution mit den Mitteln der Kunst zu erreichen.

Schiller entwirft ein System von „Schreibarten“, mit denen menschliche Erkenntnis vermittelt werden kann: die „wissenschaftliche“, die „populäre“ und die „schöne“ Schreibart. Sie sind an sich gleichwertig, denn: „Der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt“. Unterschiede bestehen aber nach „Art und Grad der Erkenntnis“, die sie enthalten, und insoweit künstlerische Verfahren zu ihrer Darstellung verwenden werden.

Während die wissenschaftliche Schreibart die Wahrheit in strenger Notwendigkeit und gleichsam in nacktem Zustand darbietet, so zeigt sie sich in der populären und in der schönen Schreibart im verführerischen Kleid der Schönheit. Dem Gelehrten und seinen Schüler ist die strenge Form zumutbar, nicht nur weil sie das Interesse und die Bereitschaft zur Anstrengung mitbringen, sondern weil sie den auch Beweis der Wahrheit verlangen. Dieser läßt sich nun einmal nur in einer lückenlosen „Kette von Abstraktionen“ und unter „Ausschluß alles Individuellen und Sinnlichen“ erbringen. Der populäre Schriftsteller dagegen hat es mit einem unvorbereiteten, zufälligen Publikum zu tun, bei dem er weder „besondere Denkfertigkeit“ noch die „Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen“ und unter Umständen nicht einmal das „Interesse für bestimmte Gegen-

stände“ voraussetzen kann. Das Publikum ist auch nicht an Beweisen, sondern höchstens an Resultaten interessiert.

In einem Kontinuum von Diktionen unterscheidet Schiller Formen der Mitteilung, von den hochformalisierten Texten für die Fachwelt, die auf Seiten des Lesers einen „ernstlichen Entschluß“ und „einige Selbstverleugnung“ verlangen, bis hin zur populären Darstellung, die das Interesse des Lesers durch „Anschauungen und einzelne Fälle“, Lebensnähe und bildhafte Ausdrucksweise erst gewinnen muß.

Mit der Forderung, sich bei der Darstellung an den Empfängern der Mitteilung zu orientieren und entsprechende Mittel zu wählen, ist Schillers Traktat über die Mitteilbarkeit von Erkenntnis bis heute gültig.

Die wissenschaftliche Kommunikation, wie wir sie kennen, ist eine relativ junge Erscheinung.

Das zeigt sich, wenn man sich in die Zeit vor die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts versetzt und sich - warum nicht? - dabei mit einem Klischee behilft. Stellen wir uns vor, ein Gelehrter in seiner Zelle voll von staubiger Folianten und den Insignien geheimen Wissens, vielleicht eine Sanduhr oder ein Totenkopf, astrologische und alchemistische Symbole, - die Studierstube aus einer durchschnittlichen Inszenierung des Faust vor der Erfindung des Regietheaters. Hier monologisiert der Gelehrte und grübelt über den Rätseln der Welt. (Aber bitte Vorsicht: Goethes Tragödie ist ein modernes Drama in historischem Gewand.)

Ein Klischee, sicher, aber vor der Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit ging es eher um die Verheimlichung als um die Veröffentlichung des Wissens. Man hat es gehütet wie einen Schatz und es diente nicht zum praktischen Nutzen der Allgemeinheit, sondern höchstens einiger Privilegierter. Die „wissenschaftliche“ Erkenntnis war von religiöser Autorität und antiker Tradition geprägt. Man betrieb Naturwissenschaft, ohne aus dem Fenster zu sehen, einfach indem man die Bibel und klassische Texte auslegte. Ein Vergleich mit heutiger Wissenschaft ist natürlich nicht zulässig.

Mit Aufklärung, Säkularisierung und dem Erfahrungsdruck der Neuzeit wurde alles anders. Vernunft, Kritik und systematischer Zweifel ersetzten den Glauben als Fundament und wurden zur einzigen Instanz der Erkenntnis. Die Berufung auf Autorität und geheimes Wissen verlor jeden Kredit. Als wahr galt nur, was auf dem Markt der Ideen seinen Wert erweisen und sich im Säurebad der Öffentlichkeit erhärten lassen konnte.

Über die Erzeugnisse des Verlagswesens und Leistungen des Buchhandels wurden Erkenntnisse allgemein verfügbar, die vorher nur Privilegierten zugänglich waren. Wissenschaftliche Gesellschaften und Akademien widmeten sich der empirischen Erforschung der Wirklichkeit, an der Fachleute und Amateure gleichermaßen mitwirkten. Mit Verzögerung wurden auch die Universitäten zu Orten, an denen nicht nur gelehrt, sondern auch geforscht wurde. (Eine interessante Entwicklung, die sich inzwischen wieder völlig umgekehrt hat. Heute dominiert an den Universitäten die Forschung. Nur etwa eineinhalb Stunden würden Wissenschaftler laut einer Studie von Christiane Spiel der Lehre widmen, wenn sie zehn Stunden Arbeitszeit geschenkt bekämen.)

Arbeitsteilung und Spezialisierung einerseits und neue Medien wie Zeitschriften und Bücher andererseits erzeugten wissenschaftliche Öffentlichkeit. Die Tatsache, daß Wissenschaft nicht mehr in Isolation, sondern in einer anonymen Öffentlichkeit stattfand, verlangte nach neuen Spielregeln. Mit den Konzepten „Urheber“ und „Werk“ und mit dem Instrument des wissenschaftlichen Zitates hatte man beides: den Schutz des geistigen Eigentums und die Möglichkeit zur kritischer Auseinandersetzung und wechselseitiger Anerkennung unter identifizierbaren Autoren. Der Austausch von Beachtung unter den Wissenschaftlern erzeugt seit damals wissenschaftliche Reputation. Nach der These von G. Franck ist es auch der „professionell betriebene Kampf um Aufmerksamkeit“, mehr als die wissenschaftliche Neugier, der die Forschung vorantreibt.

Seither gelten die rigorosen Gebote zur Bekanntgabe und Kenntnisaufnahme eigener bzw. fremder Erkenntnisse. Wer ernst genommen werden will, muß sich der Kritik stellen und veröffentlichen. So entstanden die Teilmärkte der wissenschaftlichen Öffentlichkeit, die Schiller oder Humboldt schon voraussetzen konnten: Forschung und Lehre für das wissenschaftliche Publikum, Ausbildung und Praxis für die Fachwelt, Aufklärung und Bildung für die Laien und - heute wichtiger denn je - Legitimation vor der Gesellschaft.

Wissenschaft besteht aus Sprachen, Texten, Medien und Techniken der Kommunikation. Nach der erfolglosen Suche nach einer künstlichen Universalsprache am Beginn der modernen Wissenschaft hat man der natürlichen Sprache, befreit vom Ballast der Rhetorik, die Mitteilung wissenschaftlicher Erkenntnisse übergeben und in der Folge zunehmend formalisiert. Wie in einem transparenten Medium sollen die Fakten klar und unverzerrt erscheinen und der Autor hinter den Tatsachen verschwinden.

Die Ausbildung von Fachsprachen, Textgattungen und stilistischen Stereotypen waren die Folge.

Das Ideal der objektiven Darstellung hat aber auch seine Schattenseiten. Die Unverständlichkeit der wissenschaftlichen Sprache für den Laien ist der Preis für die erfolgreiche Kommunikation unter den Fachleuten. Zu den unerwünschten Nebenwirkungen gehören auch ein schablonenhaft bürokratischer Stil, die fachsprachliche Maskierung dürftiger Erkenntnisse oder heute die Unterwerfung unter neue Präsentationstechniken. Mit *Powerpoint* triumphiert etwa das Prinzip der Aufzählung: Listen statt Gedanken, Folien statt Ideen, bunte Verpackung statt Inhalt. (Was hätte wohl Schiller zu dieser Art von Anschaulichkeit gesagt?) Das ängstliche „Absichern“ eigener Erkenntnisse durch exzessives Zitieren oder der – bewußt von Fußnoten und Referenzen befreite - Auftritt in der Rolle des Essayisten sind Versuche, sich sprachlich innerhalb der wissenschaftlichen Schreibart zu bewegen.

Amerikanern sagt man die Gabe nach, komplizierte Sachverhalte auch einfach ausdrücken und nicht nur wissenschaftlich, sondern auch populär schreiben zu können. (Der Historiker M. Ash hat gezeigt, daß es sich bei dem verklärten Bild der amerikanischen Universitäten um einen europäischen Mythos handelt. Ähnlich wie bei der Produktion von Erkenntnissen und wissenschaftlichem Nachwuchs verhält es sich wahrscheinlich mit den Publikationen.) Intellektuelle Stile, Wissenschaftskulturen und Mentalitäten spielen aber sicher eine Rolle. Feststeht, daß die relativ steile Hierarchie an europäischen Universitäten und das elitäre Rollenverständnis von Professoren gerade in den Kultur- und Sozialwissenschaften in Europa auch eine eher hermetische Ausdrucksweise und einen feierlichen Sprachgestus bedingen: Etwas ist nur dann wahr, wenn es auch schwierig zu verstehen ist.

Wie sehen nun - traditionelle - wissenschaftliche Veröffentlichungen aus?

Der Aufsatz in einer (natur-)wissenschaftlichen Zeitschrift zu einem beliebigen Problem und eine umfangreiche Monographie über ein, sagen wir, historisches Thema haben auf den ersten Blick nichts gemein. Trotzdem haben Linguisten an diesen beiden „Leitgattungen“ der Wissenschaft gemeinsame Merkmale festgestellt. Der Fall, an dem H. Weinrich die Struktur wissenschaftlicher Texte demonstriert hat, ist aber nicht zufällig gewählt. Es handelt sich um die *short communication*, mit der Watson und Crick in der renommierten Zeitschrift *Nature* im Jahr 1953 die

Entdeckung der DNA als Träger der Erbsubstanz bekanntgegeben haben. Obwohl die Mitteilung, für welche die beiden Forscher den Nobelpreis erhalten haben, nur wenig mehr als eine (!) Druckseite umfaßt, enthält sie die „kanonischen“ Teile jeder wissenschaftlichen Publikation. Egal ob in den harten Naturwissenschaften oder in den weichen Geistes- oder Sozialwissenschaften: Der Autor muß sich mit dem Stand der Forschung auseinandersetzen, auf dem er aufbaut und von dem er sich gleichzeitig absetzt („Referenz“). Er muß seine eigene Arbeit - egal ob empirisch oder literarisch - vorlegen („Protokoll“), die Ergebnisse vor dem Hintergrund der bisherigen Ergebnisse diskutieren („Dialog“) und schließlich die Fortsetzung der eigenen oder anderer Forschung vorhersagen („Orientierung“). Die Erkenntnisse sind in der Veröffentlichung also eingespannt zwischen dem *state of the art* der Disziplin und den *claims*, mit denen das Territorium für künftige Arbeiten abgesteckt wird.

So war das jedenfalls, solange eine gedruckte und in sich abgeschlossene Publikation eine Selbstverständlichkeit und die technisch einzige Möglichkeit war. Die Situation heute hat sich entscheidend verändert. Die klassische wissenschaftliche Monographie ist buchstäblich vom Aussterben bedroht. Unter dem Druck sinkender Auflagen können sich Verlage die aufwendige Betreuung solcher Projekte immer weniger leisten. Wissenschaftler haben nicht die Zeit, sich in Bibliotheken zurückzuziehen und dicke Bücher zu schreiben. Wissenschaftliche Zeitschriften erscheinen - noch - parallel in gedruckter und digitaler Form. Wichtige Artikel werden aber aus Gründen der Aktualität zuerst digital publiziert, bevor sie offiziell im Druck „erscheinen“.

Was tun, angesichts knapper werdender Zeit- und Geldbudgets? Volltext im Internet ist nicht die Lösung. Dabei entfällt nämlich die Mitarbeit des Verlages, die in einem schwierigen Prozeß der Auswahl, Begutachtung, Beratung und Ausstattung aus einem Manuskript ein marktreifes Buch macht. Die Aufmerksamkeit, um die es Wissenschaftlern geht, ist nicht garantiert, wenn das Prestige eines Verlagsnamens als Gütesiegel entfällt.

Der prominente Historiker Robert C. Darnton aus Princeton hat 1999 angesichts dieser kritischen Situation in dem aufsehenerregenden Artikel „The New Age of the E-Book“ (deutsch in *Neue Rundschau*, Heft 2, 2000) vorgeschlagen, für verschiedene Zielgruppen in verschiedenen Medien und Formaten zu veröffentlichen. (Es ist sicher kein Zufall, daß Historiker für Fragen der Darstellung besonders empfindlich sind. Einer-

seits haben sie mit Texten und Dokumenten zu tun. Andererseits müssen sie, um von den Quellen zu Hypothesen und Theorien zu kommen, immer in irgendeiner Form erzählen.) Es läuft darauf hinaus, die Publikation in ihre Teile zu zerlegen und diese in verschiedenen Schreibweisen zu veröffentlichen: Die Resultate kommen, populär aufbereitet und an Fälden veranschaulicht, in ein Paperback. Die eigentliche Dokumentation der wissenschaftlichen Arbeit, also das Protokoll oder - mit Schiller - die „Probe der Wahrheit“, und die Interpretation könnten, in Schichten angeordnet und angereichert, im Internet veröffentlicht und diskutiert werden.

Darnton's Pyramide zeigt, daß der Begriff der Veröffentlichung neu gefaßt werden muß. Der offiziell veröffentlichte Text ist mit einer Menge von Kontexten verbunden, auf die der Leser - je nach Zugang - bis zu einer gewünschten Tiefe zugreifen kann. Die Buchform ist das, was aus der Informationsflut herauschaut und auch für normale Leser weithin sichtbar sein soll.

Womit zu rechnen ist, ist also die Diversifikation wissenschaftlicher Publikationen. Sie reicht von Veröffentlichungen in mehreren Medien für unterschiedliche Zielgruppen bis zu völlig neuen Formaten und Aggregaten. Auf der Seite der Autoren setzt das mehrmediale Publizieren ein erhöhtes Maß an Bewußtsein und Können voraus. Schreiben war schon bisher nicht dasselbe wie Veröffentlichen. Das Material mußte nach bestimmten dramaturgischen oder didaktischen Prinzipien organisiert und in lineare Formen gebracht werden. Heute genügt es nicht mehr, nur zwischen populär und wissenschaftlich zu unterscheiden. Der Autor muß bereits bei der Planung die Räumlichkeit der Medien mitdenken.

Eine andere Möglichkeit ist die Spezialisierung der Autoren. Das Idealbild des Wissenschaftlers, der forscht, lehrt und - womöglich ebenso erfolgreich wissenschaftlich und populär - publiziert, gehört entweder in das Reich der Vergangenheit oder das der Phantasie. Die akademischen Rollen werden sich in Zukunft noch stärker aufsplittern und in Teams neu formieren. Schon jetzt kann man nach N. Bolz deutlich zwischen Stars der Forschung, Popularisierern und Didaktikern unterscheiden.

Die Bedeutung der Verlage, die an die Produkte der Wissenschaft ökonomische Maßstäbe anlegen, ist für den Fortschritt der Wissenschaft nicht zu unterschätzen. Kein Verlag investiert Geld in Projekte, die es nicht wert sind, und der Kostendruck der technischen Produktion zwingt zur strengen Auswahl. Mag sein, daß sich mancher Autor durch die Über-

tragung der Rechte an den Verlag enteignet gefühlt hat, aber es wäre falsch zu glauben, daß sich die Wissenschaft mit den neuen Medien nun aus einer „Abhängigkeit“ von Verlagen befreien kann. Verlage und Autoren sind, wie Umberto Eco meint, Komplizen, und auf die Dauer kann die Partnerschaft nur funktionieren, wenn sie fair ist. Wer das nicht sieht, setzt nicht nur die Qualität seiner Publikationen aufs Spiel, er riskiert auch, daß wertvolles Know-how verloren geht und sich Strukturen nachteilig verändern.

Was machen Verlage? Ganz einfach, sie kritisieren Manuskripte vor der Veröffentlichung, indem sie sie - unter Zuhilfenahme von anderen Wissenschaftlern - begutachten, bevor sie Geld in die Verwertung investieren. Sie nehmen die öffentliche Kritik vorweg und rationalisieren dadurch den Prozeß der Informationsverarbeitung. Vieles, was dort ohnehin scheitern würde, kommt damit gar nicht auf den Markt. Was tatsächlich erscheint, erhält aber ein deutliches Qualitäts- und Echtheitsmerkmal, auf das sich die Nutzer verlassen können.

Gleichzeitig verbessern sie die Qualität der Publikation und steigern dadurch deren Wert. Auch bei Aufbereitung, Textdesign und Ausstattung stehen die Verlage untereinander in Wettbewerb. Sie organisieren das vorhandene Rohmaterial auf möglichst ideale Weise und bündeln es für bestimmte Zielgruppen. Information wird daher so formatiert, daß sie bei den Zielgruppen in Forschung, Lehre und Praxis optimal ankommt.

So klassifizieren Heere von Spezialisten heute bereits websites nach Inhalt und Qualität und informieren Abonnenten aktiv über aktuelle Publikationen aus jedem noch so schmalen Spezialgebiet. Medienunternehmen, die nicht zufällig immer noch Verlage heißen, bieten also, was sie immer schon geboten haben: intelligente Dienstleistungen für die Wissenschaft.

Erschienen unter dem Titel „Listen statt Ideen“ in „Die Presse“ (Spectrum) am 30. Dezember 2000